

Johann Jakob Leinbacher : Visionär einer Grossstadt "St. Europ" in den 1860er Jahren : Auflösung eines falschen Pseudonyms

Autor(en): **Schelbert, Urspeter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Tugium : Jahrbuch des Staatsarchivs des Kantons Zug, des Amtes
für Denkmalpflege und Archäologie, des Kantonalen Museums für
Urgeschichte Zug und der Burg Zug**

Band (Jahr): **36 (2020)**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-881105>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Johann Jakob Leinbacher – Visionär einer Grossstadt «St. Europ» in den 1860er Jahren

Auflösung eines falschen Pseudonyms

Der «Denker und Verfasser J. Leinbacher, Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich» skizzierte in der im Januar 1865 erschienenen, fünfzehnteiligen Schrift «St. Europ in der Schweiz. Eine sehr hübsche Berechnung» die Vision einer schweizerischen Grossstadt (Abb. 1). Das detailliert berechnete Projekt und plastisch vorgestellte Baukonzept für die Weltstadt, die Leinbacher «St. Europ» nannte, sollte auf einer Fläche von über 100 Quadratkilometern Wohnraum für 1,2 Millionen Menschen schaffen. Knappe vier Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Schrift, im November 1868, präzierte der Autor seine utopisch anmutenden Vorstellungen und Vorschläge in einer weiteren, ebenfalls fünfzehnteiligen Broschüre mit dem Titel «Fortsetzung und Schluss von J. Leinbacher's St. Europ in der Schweiz».¹ Erscheinungsort beider Hefte war das aargauische Baden. Leinbacher listete in seiner Fortsetzung von 1868 auch einige seiner wichtigsten Adressaten auf: «Ich habe seiner Zeit [= 1865] dem hohen Bundesrath, sowie allen Regierungen der Schweiz, sowie den Eisenbahngesellschaften und der eidgenössischen Bank in Bern mein Projekt übersandt.»²

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte die Eisenbahneuphorie ganz Europa erfasst, und die Begeisterung für die vielversprechenden Aussichten eines zukünftigen Eisenbahnnetzes schwappte auch auf die schweizerische Gesellschaft, Wirtschaft und Finanzwelt über. Im Stammnetz der einzelnen Eisenbahngesellschaften, wie es ab 1855 angedacht oder bereits projektiert war, dominierte die Ost-West-Verbindung vom Bodensee über Olten, Biel und Neuenburg an den Genfersee. Diese Verbindung wurde ergänzt durch zwei von Norden nach Süden führende Linien: die eine vom Bodensee nach Chur bzw. von Zürich zum Walensee und Richtung Glarner und Bündner Pässe, die andere von Basel nach

Luzern und Richtung Gotthard. Zu diesen ersten alpenquerenden Projekten gesellten sich zusehends weitere, westlicher gelegene Planvarianten, etwa Richtung Grimsel oder Simplon. Gegen Ende der 1860er Jahre beschäftigten sich die Politik und insbesondere die Finanzierungsgesellschaften intensiv mit der Frage einer optimalen Linienführung, d. h. der «richtigen» und Erfolg versprechenden Alpentransversale.³

Johann Jakob Leinbacher entwarf seine Vision einer Weltstadt im felsenfesten Glauben an die Zukunft des europäischen und insbesondere des schweizerischen Eisenbahnbaus. Die Verwirklichung seines Projekts sollte einen wesentlichen Beitrag zur Finanzierung der Eisenbahngesellschaften leis-

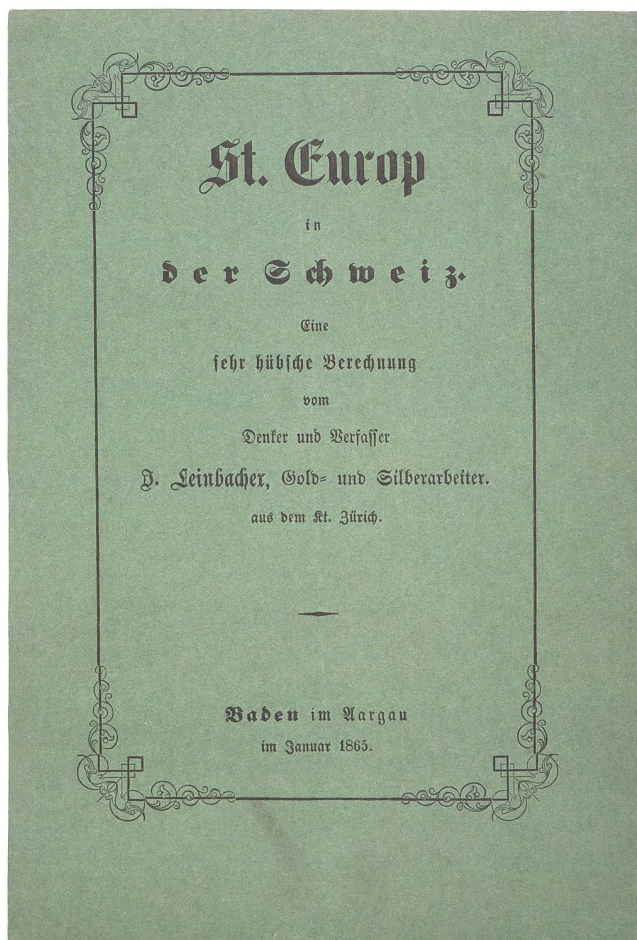


Abb. 1 Titelblatt der ersten Broschüre mit der Vision von «St. Europ», verfasst von Gold- und Silberarbeiter Jakob Leinbacher und erschienen 1865 in Baden.

¹ J[akob] Leinbacher, St. Europ in der Schweiz. Eine sehr hübsche Berechnung vom Denker und Verfasser J. Leinbacher. Baden 1865. – J[akob] Leinbacher, Fortsetzung und Schluss von J. Leinbacher's St. Europ in der Schweiz. Baden, 1868. – Die Schreibung des Familiennamens (Leinbacher bzw. Leimbacher) ist nicht einheitlich. Beide Varianten wurden – auch in offiziellen Dokumenten – nebeneinander verwendet. Zuweilen, aber seltener, findet sich auch die Variante «Limbacher».

² Leinbacher 1868 (wie Anm. 1), 12.

³ Zur Alpenbahnfrage s. www.briefedition.alfred-escher.ch (mit weiterführender Literatur). – Vgl. auch Joseph Jung, Alfred Escher 1819–1882. Aufstieg, Macht, Tragik. Fünfte, revidierte Auflage, Zürich, 2014.

ten. Selbstbewusst setzte er seiner Einleitung als Motto voran: «Grossartiges Projekt oder sichere Anleitung zur Erstellung der europäischen Centralbahn – Grimsel- oder Gotthardbahn – und zum Ankauf und zur Vollendung des schweizerischen Eisenbahnnetzes».⁴ Er entwarf sein «St. Europ» in Kenntnis von modernen städtebaulichen Kriterien und erörterte umfassend zentrale Aspekte wie Wohn- und Lebensqualität, Hygiene und Gesundheitseinrichtungen, Kirchen und Sozialwesen, Kultur und Vergnügung, Verkehrsströme und unterirdische Bahnhöfe sowie öffentliche Gebäude. Für alles und jedes diskutierte er entsprechende Planungsunterlagen und stellte umfangreiche bautechnische und finanziell-wirtschaftliche Berechnungen an. Als möglicher Standort für «St. Europ» kam für ihn irgendeine Region in der Schweiz in Frage, das entscheidende Kriterium sah er in der Nähe zu einem Ausgangspunkt der zu realisierenden Alpenbahnvariante.

Als Leinbacher im Januar 1865 seine Grundlagen erarbeitete, favorisierten die Eisenbahnwelt und die involvierten Finanzkreise in der Schweiz, in Paris und in London den Bau einer Gotthardbahn, die – ausgehend vom Raum Basel und Zürich – im Kanton Zug durch die Lorzenebene führen sollte. Kurz vor dem Publikationstermin Anfang 1865 schien hingegen das Projekt einer Grimselbahn Oberwasser zu bekommen, die der Aare entlang am Thuner- und Brienersee vorbeiführte. In seiner Projektstudie ging Leinbacher deshalb noch davon aus, dass als optimaler Standort die Lorzenebene

am nördlichen Zugerseeufer, im Dreieck zwischen Cham, Zug und dem Knonauseramt, in Frage kommen könnte. Er betonte aber, dass er sein Projekt nicht ortsgebunden entwickelt habe (Abb. 2): «Da dieses Projekt vorzugsweise im Interesse der Europäischen Zentralbahn und Schweizerbahnen berechnet worden ist, so bleibt es sich natürlich gleich, ob Zug–Cham noch [= oder] Thun. Die Hauptsache ist immer diese, daß das ganze ausgeführt werden könnte.»⁵

Die Fixierung der Vision «St. Europ» auf die Lorzenebene und das Konstrukt eines Pseudonyms

1992 erschien der zehnte, den Städten Winterthur, Zürich und Zug gewidmete Band des «Inventars der neueren Schweizer Architektur 1850–1920» (INSA), herausgegeben von der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Im Teil zur Stadt Zug verfasste die Kunsthistorikerin Christine Kamm-Kyburz (1949–2019) das Kapitel «Siedlungsentwicklung».⁶ Darin diskutierte sie unter anderem städtebauliche Vorschläge, insbesondere zur Quaigestaltung, des engagierten Zuger

⁴ Leinbacher 1865 (wie Anm. 1), [1].

⁵ Leinbacher 1865 (wie Anm. 1), 15.

⁶ Christine Kamm-Kyburz, Zug. Architektur und Städtebau. In: INSA. Inventar der neueren Schweizer Architektur. 1850–1920. Band 10: [Städte] Winterthur, Zürich, Zug. Bern 1992, 457–544 (auch als Sonderdruck [Zug 2004], neu paginiert).

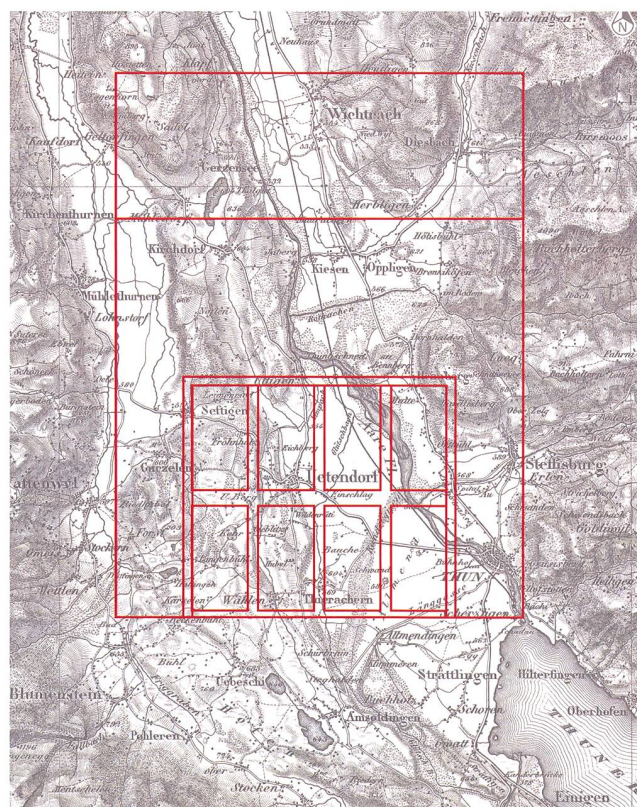
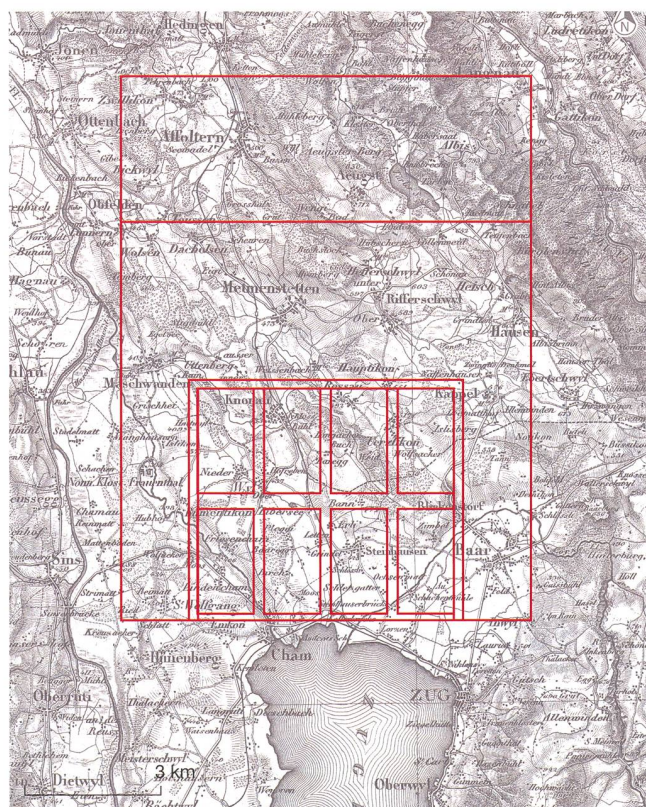


Abb. 2 Das Stadtprojekt «St. Europ» von Johann Jakob Leinbacher beanspruchte eine Fläche von 9 × 12 km, hier schematisch über die Gegend nördlich des Zugersees (links) bzw. über das Aaretal nordwestlich von Thun (rechts) gelegt. In der engeren, rund 6 × 5 km grossen Rasterstadt (unten) sollten in acht Quartieren rund 42 000 vierstöckige Häuser, 100 öffentliche Gebäude und ein unterirdisch angelegter Bahnhof entstehen, in der daran anschliessenden Gartenstadt 5000 «herrschaftliche» und 15 000 «etwas einfachere» Häuser.

Gold- und Silberarbeiters Kaspar Schell (1811–1869) aus den 1850er und 1860er Jahren. Schell war ein origineller, streitbarer Liberaler und Freidenker. Er führte in Zug ein Gold- und Silberwarengeschäft und besass eine eigene Druckerpresse. In den 1860er Jahren war er während einiger Jahre Mitglied der städtischen Baukommission.

Das Unterkapitel «Der Traum von St. Europ» widmete Christine Kamm-Kyburz der visionären Grossstadt «St. Europ». Für sie stand ausser Zweifel, dass es sich bei dieser Vision um ein lokales, zugerisches Projekt handelte. Deshalb lehnte sie die Autorschaft eines «J. Leinbacher, Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich» für die in Baden erschienenen Broschüren grundsätzlich ab und postulierte, hinter «J. Leinbacher» versteckte sich der Zuger Kaspar Schell. Sie argumentierte, der «handwerksstolze Goldschmied» Schell, der in den 1840er Jahren als «Goldarbeiter Schell» wegen seiner jesuitenfeindlichen Haltung und der Verbreitung von Karikaturen und Schriften vor Gericht gestanden hatte, habe zwanzig Jahre später die «unübliche und auch unehrenhafte» Berufsbezeichnung «Gold- und Silberarbeiter» übernommen und «als <Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich> unter dem ebenfalls bildlichen Pseudonym J. Leinbacher beziehungsweise J. Leimbacher ein Pamphlet besonderer Art [verfasst], das im Januar 1865 samt Fortsetzung im November 1868 mit dem fiktiven Druckort Baden im Aargau erschien. Der selbstverständlich ebenfalls nichtexistierenden Taubstummen- und Armenanstalt Baden sollte der Reinerlös dieser «sehr hübschen Berechnung» zugute kommen.» In der entsprechenden Anmerkung verweist Kamm-Kyburz unter anderem auf einen Briefwechsel vom Januar 1992: «Für die ausführlichen Hinweise zur Identifikation des Verfassers danke ich Dr. Barbara Stadler, Staatsarchiv des Kantons Zürich.»⁷

Christine Kamm-Kyburz stand während der Ausarbeitung ihres Texts in Kontakt mit dem damaligen Zuger Denkmalpfleger Heinz Horat, der ihr sein 1991 entstandenes Manuskript mit dem programmatischen Titel «Zug, wie es nie gebaut worden ist» zur Verfügung gestellt hatte.⁸ Diesen Aufsatz liess Heinz Horat 1993 im Zuger Jahrbuch «Tugium» publizieren.⁹ Horat setzte sich darin mit zahlreichen nicht realisierten Bau- und Planungsprojekten, so auch mit der Grossstadtvision «St. Europ in der Schweiz», auseinander. Er liess die Berechnungen in Planskizzen umsetzen und veranschaulichte die Visionen mit informativen Grafiken. Den theoretischen Stadtgrundriss bettete er in seiner ganzen Ausdehnung in die Lorzenebene ein (vgl. Abb. 2, links).

⁷ Kamm-Kyburz 1992 (wie Anm. 6), 478 und 541, Anm. 31.

⁸ Kamm-Kyburz 1992 (wie Anm. 6), 541, Anm. 33.

⁹ Heinz Horat, Zug, wie es nie gebaut worden ist. In: Tugium 9, 1993, 73–86, besonders 74–80.

¹⁰ Horat 1993 (wie Anm. 9), 76.

¹¹ Vgl. dazu Jacob und Wilhelm Grimm, Deutsches Wörterbuch. Band 1–16, Leipzig 1854–1954, Nachdruck München 1984, besonders Band 8, Sp. 715, bzw. Band 16, Sp. 985.

Auch Heinz Horat negierte die Autorschaft von «J. Leinbacher, Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich». Er begründete dies eloquent und praktisch mit den gleichen Argumenten wie Kamm-Kyburz. Zunächst bespricht auch er Kaspar Schells Vorschläge und Eingaben sowie Zeichnungen und Planskizzen zu städtebaulichen Projekten in der Kleinstadt Zug, um danach fortzufahren: «Mit einem anderen Vorschlag aber schlug er [= Kaspar Schell] ganz andere Töne an. Da war alles Bisherige unverbesserliches Kleinkrämerium, perspektivenlos bis zur Selbstverneinung. Denn die wahre Zukunft musste grossräumig vorbereitet werden. So grossräumig, dass der eigene Name wohl besser in den Hintergrund zu rücken war. 1865 brachte wohl Caspar Schell als «Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich» unter dem Pseudonym J. Leinbacher am wohl fiktiven Publikationsort Baden eine Broschüre von 15 Seiten heraus, die er vielleicht ebenfalls auf seiner eigenen Presse hergestellt hatte. Als Bürger seiner Zeit hatte Caspar Schell die grossen Worte, kleineren Taten und finanziellen Debakel der diversen Eisenbahngesellschaften verfolgt und kam in aller logischen Konsequenz zum Schluss, die bisher feststellbaren Bemühungen um die Erschliessung Europas seien viel zu mutlos inszeniert.»¹⁰

Mit seinen Ausführungen verfestigte Horat die These, dass es sich bei «J. Leinbacher, Gold- und Silberarbeiter aus dem Kanton Zürich» um ein Pseudonym handle. Und weil er in seinem Beitrag in der Anmerkung 7 auf die Argumentation von Christine Kamm-Kyburz im INSA verweist, die ja wiederum auf sein Manuskript Bezug nimmt, und überdies beide Autoren die gleiche Mitteilung von Dr. Barbara Stadler als Beleg anführen, muss wohl angenommen werden, dass Christine Kamm-Kyburz und Heinz Horat die Annahme eines Pseudonyms und die postulierte Autorschaft des Zuger Goldschmieds Kaspar Schell gemeinsam zu verantworten haben.

Wer war Kaspar Schell?

Um es vorwegzunehmen: Die Berufsbezeichnungen «Goldarbeiter» und «Silberarbeiter» waren im 19. Jahrhundert weder ehrenrührig noch abwertend, sondern die allgemein gebräuchlichen Berufsbezeichnungen für Gold- und Silberschmiede.¹¹ Diese Argumentationslinie des Pseudonym-Konstrukts ist damit hinfällig.

Kaspar Schell (Abb. 3) kam am 22. Januar 1811 zur Welt. Sein Vater Josef Maria Schell (1786–1845) hatte das Handwerk eines Goldschmieds erlernt und führte ein eigenes Geschäft in der Stadt Zug. Er sass während einer Wahlperiode, von 1820 bis 1822, als Freisinniger im Zuger Stadtrat und galt als sehr eigenwillige Persönlichkeit. Von 1839 bis 1842 versah er das Amt des Baumeisters der Stadt Zug, wohnte aber mit seiner Familie auf seinem Hof Bumbach in Menzingen. Die Familie Schell besass mehrere Liegenschaften und war finanziell unabhängig.

Sein Sohn Kaspar betrieb ab 1835, erst 24-jährig, in der Stadt Zug Unter den Linden (heute Kolinplatz) sein eigenes



Abb. 3 Porträt von Kaspar Schell (1811–1869), Öl auf Leinwand, undatiert.

Geschäft als Gold- und Silberarbeiter.¹² Wie sein Vater scheute er sich nicht, öffentlich seine politische Meinung zu vertreten, auch wenn er damit oft in der Minderheit blieb und in den 1840er Jahren – wie erwähnt – wegen der Verbreitung von Karikaturen und Schriften sogar vor Gericht stand. Im Sommer 1851, im Alter von 40 Jahren, heiratete der finanziell gut situierte Kaspar Schell die 31-jährige Constanzia Rudigier (1820–1904) aus dem Grossherzogtum Baden, mit der er zwei Söhne hatte: Karl (1853–1930) und Georg (1857–1918). Karl wurde ebenfalls Goldschmied und übernahm später das elterliche Geschäft, das seine Mutter seit dem Tod ihres Mannes 1869 während Jahren unter der Bezeichnung «Witwe C. Schell» weitergeführt hatte. Georg war ein in der Stadt angesehener Mann und politisierte ebenfalls als Freisinniger. Von 1892 bis 1895 war er Mitglied des Zuger Stadtrats.

Die Persönlichkeit Kaspar Schells wird im kurzen Nachruf, der am 23. August 1869 im «Zuger Volksblatt» erschien, mit wenigen markanten Sätzen geschildert. Darin wird Schell als Zuger durch und durch beschrieben: als einer, der seine Stadt liebte, sich für deren bauliche Entwicklung engagierte, immer wieder konkrete Vorschläge einbrachte – und zu seinen planerischen Entwürfen stand, auch wenn sie kaum umgesetzt wurden. Kein Wort, keine Anspielung auf ein visionäres städtebauliches Grossprojekt lässt sich aus dem Nachruf herauslesen. Zudem war Schell stark – und fast ausschliesslich – der Stadt Zug verpflichtet, und er stand – wie gesagt – seit seinen Jugendjahren in der Öffentlichkeit zu seiner liberalen, antiklerikalen und jesuitenfeindlichen Haltung. Ein

Verstecken hinter einem Pseudonym ist deshalb undenkbar. Diese Geradlinigkeit brachte ihm auch die entsprechende Wertschätzung ein: «[Schell war] wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und seines frischen Humors [eine] populäre Persönlichkeit. [...] Mit Eifer nahm sich der Verstorbene der baulichen Entwicklung seiner Vaterstadt an und war für die Hebung und Verschönerung Zug's als schlichter Bürger wie als Mitglied der städtischen Baukommission wie kaum ein Zweiter thätig; er liess sich's nicht verdrießen, seine Projekte verkannt zu sehen, und brachte eine Anregung über die andere in Zeichnung, schriftlich und mündlich auf die Tagesordnung, wenn gewöhnlich auch nur, wegen Mangels ausreichender Finanzen für Bauzwecke, mit ephemerem Erfolg. In der Sonderbundszeit hatte Hr. Schell wegen einiger von ihm verfaßten und verbreiteten Karikaturen über die damals bei den tonangebenden Regenten so beliebten Jesuiten und ihren uniformirten Anhang [= die konservative Geistlichkeit] Gelegenheit, die Süßigkeiten der Reaktion zu kosten und bittere Stunden im Karzer zu verleben. Ueberhaupt huldigte er wie in politischer so auch in religiöser Beziehung der freien Richtung und hat mit derselben, was Vertreter des streng kirchlich-konfessionellen Standpunktes allgemein in Theorie so gern bestreiten und speziell in Praxi nicht wiederlegen [sic] können, ein redliches braves Leben geführt und beschlossen.»¹³

Wegen seiner liberalen und antiklerikalen Haltung und weil er keinen Priester an seinem Sterbebett wünschte, wollte ihm die konservative Geistlichkeit, allen voran Stadtpfarrer Johann Baptist Sidler (1806–1893)¹⁴ und der bischöfliche Kommissar und Dekan Melchior Schlumpf (1797–1880),¹⁵ eine christliche Beerdigung auf dem städtischen Friedhof St. Michael verwehren und wandten sich schriftlich an den Bischof. Der bischöfliche Kanzler aus Solothurn lehnte das angebehrte Verbot dieser zwei Herren in einem Telegramm aber ab: «Weil ein Geistlicher bei ihm [am Totenbett] war, vielleicht innerliche Reue kam. Daher ja [zu einem christlichen Begräbnis]. – Öffentlich nichts sagen!» Auch Stadtpräsident Eduard Schwerzmann (1831–1893) wandte sich an den Pfarrer und empfahl aus Furcht vor Aufruhr dringend eine ordentliche Beerdigung für diesen stadtbekanntem Mann. Erst nach diesen Interventionen wurde Schell ein christliches Begräbnis mit den üblichen Gedächtnissen, dem Siebten und dem Dreissigsten, zuteil.¹⁶ Auch über den Tod hinaus blieb Kaspar Schell als streitbare Persönlichkeit bekannt.

¹² Schweizerisches Handelsamtsblatt (SHAB) 1883, 918.

¹³ Zuger Volksblatt, 28.8.1869. – Eine gekürzte Version des Nekrologs erschien in: Neue Zürcher Zeitung, 30.8.1869.

¹⁴ Albert Iten, Tugium sacrum. Der Weltklerus zugerischer Herkunft und Wirksamkeit bis 1952. Stans 1952, 376–377.

¹⁵ Iten 1952 (wie Anm. 14), 352–355.

¹⁶ Freundliche Mitteilung von Bistumsarchivar Rolf Fäs, Solothurn, vom 28. April 2020: «Im Korrespondenztagebuch der bischöflichen Kanzlei ist am 24. August 1869 ein Brief von Pfarrer Sidler aus Zug registriert mit der Inhaltsangabe «De sepultura recusantis religionis». Und am 27. August 1869 dann sogar ein Brief des bischöflichen Kommissars Melchior Schlumpf «De sepultura viri Schell in Zug!» Die zwei Briefe selber sind aber leider verschollen.» – S. auch Pfarrarchiv St. Michael Zug, A/7610.

Wer war der «Gold- und Silberarbeiter J. Leinbacher aus dem Kanton Zürich»?

Anders als von Christine Kamm-Kyburz etwas salopp angenommen, gab es die Taubstummen- und Armenanstalt in Baden, welcher Johann Jakob Leinbacher den Erlös aus dem Verkauf seiner Schriften zusicherte, tatsächlich. In «Die Anstalten und Vereine der Schweiz für die Armenerziehung und Armenversorgung» von Wilhelm Niedermann aus dem Jahr 1896 wird die 1850 gegründete Institution kurz vorgesehlt.¹⁷ Auch in der 1910 veröffentlichten «Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Armenwesen und Wohltätigkeit» finden sich unter dem Titel «Taubstummenanstalt Baden» mehrere Einträge, unter anderem Berichte der Jahre 1860/64 und 1864/67.¹⁸ Das Stadtarchiv Baden besitzt weitere Unterlagen.¹⁹ Damit ist das Argument «der selbstverständlich ebenfalls nichtexistierenden Taubstummen- und Armenanstalt Baden» hinfällig.

Johann Jakob Leinbacher oder Leimbacher (Abb. 4) – beide Schreibweisen waren gleichzeitig gebräuchlich – wurde



Abb. 4 Porträt von Johann Jakob Leinbacher (1813–1888), fotografiert von dem in Baden tätigen Fotografen Paul Zipser (1853–1888), um 1880.

am 14. Februar 1813 in Stadel in der Pfarrei Oberwinterthur geboren. Als Vornamen benutzte er meist nur den Namen Jakob, seltener Hans Jakob. Über seine Lehr- und Wanderjahre konnte nichts in Erfahrung gebracht werden. Als 25-Jähriger heiratete Leinbacher, jetzt als Gold- und Silberarbeiter, im Oktober 1838 die 22-jährige Modearbeiterin Margaretha Ochsner von Oberrüti in der Gemeinde Winkel.²⁰ 1839 kam ihre Tochter Louise zur Welt. 1840 wohnte Margaretha mit ihrer Tochter im Niederdorf in Zürich; der Vater war abwesend. 1841 trennten sich die Leinbachers, und Margaretha zog zu ihrer Mutter an der Steingasse.

1843 heiratete Jakob Leinbacher in Zürich die sechs Jahre jüngere Barbara Bertschi (auch Bertsche) von Hofstätten in der Pfarrei Oberglatt. Das Paar wohnte zusammen mit Tochter Louise in Zürich an der Kleinen Brunngrasse, 1845 im Thalacker. 1847 wurde ihnen Sohn Gustav Adolf und 1856 Tochter Lydia geboren. Die Familie zügelte nach Baden. Hier kamen zwei weitere Söhne, 1859 Jakob Adolf und 1861 Johann Friedrich, zur Welt. Letzterer starb nach wenigen Monaten.

Die Stadt Baden wurde zur Heimat und zum Wirkungsort von Jakob Leinbacher. Hier veröffentlichte er 1865 bzw. 1868 seine Vision der Grossstadt St. Europ, welche die Finanzierung der schweizerischen und europäischen Eisenbahnprojekte ermöglichen sollte. Über seine Kontakte zu Finanz- und Eisenbahnerkreisen ist nichts bekannt, ebenso konnte nicht in Erfahrung gebracht werden, wo Leinbacher seine detaillierten Kenntnisse über den modernen Städtebau erworben hatte. Als «Goldarbeiter in Baden» unterschrieb er 1866 zusammen mit achtzehn Mitunterzeichnern aus den Kantonen St. Gallen, Aargau, Basel und Luzern einen Aufruf zugunsten des verunglimpften Bijoutiers Stapfer von Zürich, veröffentlicht in der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 30. Juli 1866²¹ – ein Hinweis darauf, dass er in seiner Berufsgilde auch überregional kein Unbekannter war.

Nach dem Tod seiner Frau im März 1887 in Baden nahm wahrscheinlich seine Tochter Lydia, die mit ihrem Mann, dem Architekten Gustav Gull, zu dieser Zeit in Luzern wohnte, den Vater bei sich auf, dies auf dringliches Bitten ihres Bruders Otto. In einem Brief aus Bordeaux an Lydia bemerkte Otto: «Ich weiss wohl, dass unser [i]eher] Vater mit seinem Charakter nicht immer sehr angenehm ist.» Jakob Leinbacher verstarb am 16. Oktober 1888 in Zürich-Enge.

Die Karrieren seiner Kinder lassen Rückschlüsse auf das gesellschaftliche und berufliche Umfeld der Familie des Goldschmieds Leinbacher zu: Gustav Adolf (geboren 1847)

¹⁷ Im Zentralarchiv der Gemeinnützigen Gesellschaft der Schweiz sind die Berichte der Jahre 1860–1870 vorhanden (Katalog des Schweizer Zentralarchivs für Gemeinnützigkeit. Zürich 1887).

¹⁸ Bibliographie der schweizerischen Landeskunde. Fasc. 5,10, f: Armenwesen und Wohltätigkeit. Bern 1910, 1877.

¹⁹ Stadtarchiv Baden, S.17, Taubstummenanstalt (1850–2000).

²⁰ Verzeichnis der Ansassen der Stadt Zürich auf das Jahr 1832. Zürich 1832, 73. – Geburts- und Todesdatum stammen aus: Staatsarchiv Zürich, NN 416.17, Todesregister von Oberwinterthur, S. 88.

²¹ Neue Zürcher Zeitung, 30.7.1866, 948.

war ebenfalls Goldschmied, wanderte aus und betrieb seine Geschäfte sowohl in Süd- als auch in Nordamerika. Lydia (1856–1914) vermählte sich 1885 mit dem Zürcher Architekten Gustav Gull (1858–1942). Jakob Otto (1859–1944), von Beruf Chemieingenieur, zog nach Bordeaux und heiratete Martha Trouillet (1870–1952).

Rezeption von «St. Europ» im zeitgenössischen Blätterwald

Nicht nur in den zwei Zuger Zeitungen wurde das Grossprojekt «St. Europ» von Jakob Leinbacher besprochen und vorgestellt. Das «Intelligenzblatt der Stadt Bern» berichtete am 18. März 1865: «Ein Herr J. Leimbacher, Goldschmied in Zürich, überschickt dem Bundesrath eine Druckschrift, worin der Bau einer großen europäischen Centralstadt am Zuger- oder Thunersee empfohlen wird. [...] Aus dem Ertrag des Unternehmens könnte dann jede beliebige Alpenbahn erbaut werden. Das geht noch über gewisse Baupläne der Bundesstadt.»²² Auch die «Neue Zürcher Zeitung» wies in der Ausgabe vom 18. März 1865 auf Leinbachers Schrift hin, allerdings mit einem ironischen Unterton: «Ein Gold- und Silberarbeiter Leimbacher aus dem Kanton Zürich übersendet dem Bundesrath ein Schriftchen, welches eine Aktiengesellschaft von 3000 Mill. Fr. in Aussicht nimmt, um im Kanton Zug eine grosse Stadt (von wenigstens 60 000 Häusern) [mit] Namen Sainte Europe zu bauen, wobei sich ein Gewinn von Milliarden ergeben soll, aus welchem alle möglichen Eisenbahnen, prächtige Straßen auf den Rigi etc. erstellt würden. Der Verfasser dekretirt sich selbst als Belohnung blos ein Haus und Garten im Werth von einer Million und eine zweite Million in Baar. Nachdem der Verfasser sein Projekt bereits fertig hatte, hörte er von dem bevorstehenden Bau einer Grimselbahn und würde nun vorziehen, seine Stadt in die Umgegend von Thun zu verlegen. Diese letztere Wendung der Sache läßt beinahe vermuthen, dass das Schriftchen vielleicht als Ironie auf gewisse abenteuerliche Projekte zu betrachten sei.» In weiteren Zeitungen der deutschen und französischen Schweiz wurde ebenfalls auf die zwei Hefte hingewiesen, nicht selten mit einem Augenzwinkern, so in «Le Chroniqueur Suisse»: «Tous les fous ne sont pas à Charenton!»²³ – wobei Charenton der Name eines Krankenhauses in St-Maurice südöstlich von Paris ist, in dem seit seiner Gründung im Jahr 1645 immer auch Geisteskranke Aufnahme fanden.²⁴

Rezeption des konstruierten Pseudonyms

In der Fachliteratur und vor allem in populären, journalistischen Arbeiten hat die These, dass es sich bei «J. Leinbacher» um ein Pseudonym handle, grosse Verbreitung gefunden. Hier einige ausgewählte Beispiele:

• Im Jubiläumsband «Zug erkunden. Zug 650 Jahre eidgenössisch» von 2002 schreibt Verena Rothenbühler in ihrem Bei-

trag über die Gemeinde Steinhausen:²⁵ «Hinter dem Pseudonym J. Leinbacher verbarg sich der Zuger Goldschmied Caspar Schell, der sich mit seiner Schrift an «die Schweizer und wackeren Eidgenossen, so wie an die Fortschrittmänner von ganz Europa» wandte, und dafür warb, eine Baugesellschaft mit einem Finanzkapital von 3000 Millionen Franken zu gründen.» Rothenbühler bezieht sich dabei auf den Beitrag von Heinz Horat im Tugium 9/1993.

• Ebenfalls ohne Vorbehalte übernimmt Christoph Affentranger in seinem Beitrag «Der Unort Zug. Notizen zur gebauten Stadt der 90-er Jahre» für das Zuger Neujahrsblatt 1999 die Autorschaft Schells und rühmt: «Der bis heute bedeutendste Stadtplaner von Zug war Goldschmied Caspar Schell (1811–1869). Seine Entwürfe können aus der sicheren Entfernung von gut 150 Jahren als visionär, als voraussehend, bezeichnet werden.» Der Name des wirklichen Autors von «St. Europ», nämlich Jakob Leinbacher, wird von Affentranger nicht einmal erwähnt.²⁶

• Auch Sandra Winiger nennt im Beitrag «Wie sich Kinder und Jugendliche die Zukunft vorstellen» im Zuger Neujahrsblatt von 2003 nur Schell als Urheber der Idee von «St. Europ».²⁷

• Besonders publikumswirksam findet sich die erfundene Autorschaft Kaspar Schells auf der Info-Tafel «Millionenstadt an der Lorze. Die weltmännische Vision St. Europ» des Industriepfads Lorze.²⁸

• In einer Arbeit über Zuger Fotografen charakterisiert Markus Schürpf Karl Schell, den Sohn von Kaspar und von Beruf Goldarbeiter sowie Fotograf, wie folgt: «Anders als sein Vater, der Gold- und Silberschmied Caspar Schell (1811–1869), der als fortschrittlich Orientierter massgeblich an der Stadtplanung mitwirkte und mit der satirischen Vision der Megalopolis «St. Europ in der Schweiz» 1865/68 Aufsehen erregte, führte er [= Sohn Karl] offensichtlich ein unspektakuläres Leben und pflegte vor allem historische Interessen.» Er verweist dabei auf die Arbeit von Christine Kamm-Kyburz.²⁹

• Mit einer gewissen Zurückhaltung folgt auch der Luzerner Kunsthistoriker André Meyer in seinem Buch «Architektur

²² Intelligenzblatt der Stadt Bern, 18.3.1865, 5.

²³ Le Chroniqueur Suisse, Journal politique et littéraire, 21.3.1865. – Vgl. auch Neue Zuger Zeitung, 24.3.1865 und 8.4.1865. – Zuger Volksblatt, 2.12.1867, 8.1.1873 und 4.5.1930. – Le Jura. Journal de l'industrie, du commerce, de l'agriculture avec un résumé des nouvelles, et feuille d'annonces pour tous les districts, 28.3.1865. – Basler Nachrichten, November 1871. – St. Galler Zeitung, 1.12.1868. – Katholische Schweizerblätter 1865.

²⁴ S. dazu https://de.wikipedia.org/wiki/Hospiz_zu_Charenton (abgerufen am 29. Juli 2020).

²⁵ Zug erkunden. Bildessay und historische Beiträge zu 16 Zuger Schauplätzen. Jubiläumsband Zug 650 Jahre eidgenössisch. Zug 2002, 112–135, besonders 121 f.

²⁶ Zuger Neujahrsblatt 1999, 78 f.

²⁷ Zuger Neujahrsblatt 2003, 83.

²⁸ <https://www.industriegeschichte-zug.ch/page/de/angdetail/110.die-utopische-stadt-st-europ-in-der-lorzenebene>. – www.industriegeschichte-zug.ch/MediaInterface/get/uisiyseimhfxmls/33-millionenstadt-in-der-lorzenebene.pdf?_ts=1572109888927

²⁹ Kamm-Kyburz 1992 (wie Anm. 6), Sonderdruck 2004, 28–31.

zwischen Tradition und Innovation. Die Zentralschweiz auf dem Weg in die Moderne»³⁰ der erfundenen Autorschaft Kaspar Schells. Meyer scheint sich der Sache allerdings nicht ganz sicher zu sein, denn er fügt in einer Anmerkung immerhin an: «Das Pseudonym ‹J. Leimbacher› kann nicht mit Sicherheit, aber mit guten Gründen auf Caspar Schell bezogen werden.»

• Verfasser von Zeitungsreportagen übernehmen das Pseudonym-Konstrukt meist kritiklos, so Matthyas Arter in «Idealstadt für 7000 Bewohner», publiziert 2004 in der «Neuen Zürcher Zeitung»,³¹ oder Zoe Gwerder 2019 in «Die Millionenstadt am Zugersee» in der «Luzerner Zeitung».³²

Eine Ausnahme macht Jürg Schalch in seiner 1997 erschienenen Dissertation «Zug kommt zum Zug». Er diskutiert

³⁰ André Meyer, Architektur zwischen Tradition und Innovation. Die Zentralschweiz auf dem Weg in die Moderne. Luzern 2003 (Kultur in der Zentralschweiz 8), 45, 46, 118.

³¹ Matthyas Arter, Idealstadt für 7000 Bewohner. In: Neue Zürcher Zeitung, 11.4.2004.

³² Zoe Gwerder, Die Millionenstadt am Zugersee. Einer unserer Vorfahren hatte mit Zug und den anliegenden Gemeinden Grosses vor. In: Neue Luzerner Zeitung, 2.6.2019.

³³ Jürg Alexander Johann Schalch, Zug kommt zum Zug. Umfeld, Baugeschichte und Auswirkungen der ersten Eisenbahn im Kanton Zug. Steinhausen 1997 (Beiträge zur Zuger Geschichte 12), 200–202.

das Pseudonym und fährt fort: «Obwohl diesem Argumentationsgerüst eine gewisse Plausibilität nicht abzusprechen ist, lässt sich, wie Horat selbst einräumt, die eindeutige Identität Leimbachers als Pseudonym von Caspar Schell nicht hundertprozentig nachweisen, weshalb hier weiterhin J. Leimbacher resp. J. Leimbacher als Verfasser der beiden St. Europ-Schriften geführt wird.»³³

Schluss

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass der Autor der visionären Idee einer Millionenstadt «St. Europ», die irgendwo in der Schweiz an einem Ausgangspunkt der zu bauenden Alpentransversale verwirklicht werden sollte, mit Sicherheit der aus Zürich stammende, seit den späten 1850er Jahren in Baden wohnhafte Goldarbeiter Johann Jakob Leimbacher war. Der Zuger Goldschmied Kaspar Schell, der seit 1992 in der Literatur mit dieser Vision in Verbindung gebracht wurde, hat damit nichts zu tun. Schell, ein Freidenker und die mittlere der drei Stadtzuger Goldschmiedegenerationen Schell, äusserte sich zwar mit konkreten Vorschlägen und Zeichnungen zur städtebaulichen Entwicklung einzelner Quartiere in seiner Heimatstadt, grosse Visionen im Stil von «St. Europ» waren aber nicht sein Ding.

Anhang

Drei Generationen Goldschmiede Schell von Zug

Als Grundlage diente das von Paul Anton Wickart 1850 begonnene Manuskript «Abstammung der bürgerlichen Geschlechter der Stadt Zug». Die Daten wurden soweit möglich aufgrund der Publikationen in den Zuger Zeitungen ergänzt und überprüft.

Erste Generation

Johann Franz Xaver Schell: 27.12.1735–28.4.1792.¹

Erste Heirat 14.2.1773 mit Anna Helena Katharina Waller: 8.10.1752–1.4.1775.²

1. Anna Barbara (Schwester Maria Katharina Xaveria) Schell: 2.1.1774–22.10.1813. Profess 1793 Maria Opferung Zug.³

Zweite Heirat 3.7.1780 mit Maria Gertrud Keiser: 12.6.1746–21.5.1825.⁴

2. Anna Maria Helena Schell: 4.5.1783–11.8.1818. Heirat 12.11.1804 mit Josef Blasius Moos: 9.9.1779–7.3.1837.⁵ Keine Kinder.

3. Karl Joseph Maria Alois Schell: 18.3.1786–6.12.1845. Goldschmied.

4. Franz Xaver Fidel Schell: 6.11.1787–15.4.1805. Ledig.

Zweite Generation

Karl Joseph Maria Alois Schell: 18.3.1786–6.12.1845.⁶

Erste Heirat 26.2.1810 mit Maria Katharina Verena Roos: 26.4.1787–18.2.1823.⁷

1. Karl Kaspar Johann Schell: 22.1.1811–23.8.1869. Goldschmied

2. Anna Paula Josepha Schell: 10.7.1812–12.6.1816.

3. Anna Maria Helena Schell: 29.12.1813–14.4.1868. Heirat 12.1.1839 mit Dominik Xaver Stadler: 7.2.1810–2.9.1874.⁸ Sechs Söhne und zwei Töchter.

4. Anna Helena Katharina Schell: 11.3.1815–20.3.1815.

5. Franz Josef Anton Schell: 13.6.1816–20.6.1816.

6. Anna Paula Regina Schell: 22.1.1818–13.1.1890. Heirat 20.11.1841 mit Johann Kaspar Keiser: 17.9.1817–14.12.1879.⁹ Fünf Söhne und zwei Töchter.

7. Franz Michael Joseph Schell: 3.3.1819–16.3.1819.

8. Joseph Blasius Schell: 18.3.1820–26.3.1820.

9. Franz Xaver Schell: 10.5.1821–1.5.1874.¹⁰ Heirat 13.1.1855 mit Maria Anna Theresia Staub: 26.4.1830–8.2.1889. Vier Söhne und vier Töchter.

10. Franz Michael Leonz Schell: 18.2.1823–16.11.1887. Ledig.¹¹

Aussereheliche Vaterschaft mit Veronika Rüegg.¹²

11. Sohn: geb. 21.9.1834.

Zweite Heirat 23.11.1839 mit Maria Anna Hürlimann: geb. 28.12.1809.

12. Maria Juliana Genovefa Schell: geb. 20.5.1840. Heirat 12.6.1872 mit Josef Augustin Brandenburg: 19.4.1835–7.5.1893.¹³ Ein Sohn und eine Tochter.

13. Josef Maria Schell: 20.5.1841–24.4.1919.¹⁴ Erste Heirat 4.7.1864 mit Maria Franziska Josefina Boxler: 22.6.1838–14.1.1890.¹⁵ Drei Töchter. Zweite Heirat 8.11.1890 mit Maria Anna Gertrud Ruedi: 17.9.1838–30.10.1902.¹⁶ Keine Kinder. Dritte Heirat 18.2.1903 mit Maria Rosa Erne: geb. 8.12.1850/4.¹⁷ Keine Kinder.

Dritte Generation

Karl Kaspar Johann Schell: 22.1.1811–23.8.1869.¹⁸

Heirat 28.6.1851 mit Constanzia Rudigier: 7.1.1820–16.8.1904.¹⁹

1. Karl Kaspar Schell: 31.5.1853–23.7.1930.²⁰ Goldschmied. Heirat 19.10.1885 mit Elisabeth Menteler: 11.9.1857–6.8.1949.²¹ Keine Kinder.

2. Georg Johann Joseph Schell: 3.5.1857–4.8.1918. Ledig.²²

¹ Sohn des Johann Melchior Schell und der Maria Barbara Weiss. Der Schreiner Johann Franz Xaver war 1770 Pfleger zu St. Oswald und wohnte an der St.-Oswalds-Gasse, ausserhalb der Stadt (nach Landwingplan von 1770, Nr. 30, heute Hofstrasse 2). Vgl. Peter Hoppe, Vollständige Legende zum Landwing-Plan der Stadt Zug von 1770/71. In: Tugium 2, 1986, 140 f.

² Tochter des Johann Peter Waller und der Maria Katharina Bossard.

³ Johann Caspar Fäsi, Nachricht von der Töchtterschule im Frauenkloster bey Zug. Zürich, 1811, 64.

⁴ Tochter des Karl Josef Keiser und der Maria Flora Brandenburg.

⁵ Sohn des Johann Michael Anton Moos (Sattler, Kornherr) und der Maria Katharina Verena Lutiger. Pfister Josef Blasius Moos wohnte in der Vorstadt. Die Ehe mit Anna Maria Schell blieb ohne Nachkommen. In zweiter Ehe hatte er mit Anna Maria Barbara Aklin sieben Kinder.

⁶ Meist nur Josef Maria genannt. Goldschmied Schell war von 1820 bis 1820 Stadtrat. Er wohnte mit seiner Familie in Menzingen.

⁷ Tochter des Georg Josef Leonz Roos (Leutnant und Umgeltnet) und der Maria Paula Waller. Sie starb bei der Geburt von Michael, ihrem zehnten Kind.

⁸ Sohn des Kaspar Melchior Stadler und der Maria Anna Verena Brandenburg. Sie besaßen das Gasthaus «Zum Schiff auf dem Graben».

⁹ Sohn des Johann Kaspar Keiser und der Maria Katharina Keiser. Wagner und mehrere Jahre Stadtbaumeister. Sie wohnten an der St.-Oswalds-Gasse.

¹⁰ Landwirt. «Xaver Sch. war ein sonderbarer menschencheuer, der sich immer auf den Bergeshöhen aufhielt.» (Wickart, Genealogie, Schell 76). Sie wohnten in Menzingen auf der Bumbachmatt.

¹¹ «Michael war Wagner, ein ausgezeichneter Schwimmer. [Er] wurde in den 1850iger Jahren wegen Kindsabtreibung in einen Criminal-Prozess verwickelt» (Wickart, Genealogie, Schell 90).

¹² Von Muri. Die Vaterschaftsklage von Anna Maria Veronika Rüegg wurde auch vor dem Kantonsrat am 11. Mai, 7. August und 21. August 1835 verhandelt.

¹³ Augustin Brandenburg war Metzger in der Vorstadt. Er war in erster Heirat (13.2.1865) mit Martha Rosa Weiss (26.6.1844–29.9.1870) verheiratet.

¹⁴ Goldschmied und Zahnarzt.

¹⁵ Von Uznach, gestorben in Zug.

¹⁶ Von Menzingen, gestorben in Altdorf.

¹⁷ Von Leuggern.

¹⁸ Meist nur Caspar genannt. Goldschmied.

¹⁹ Constanzia Rudigier stammte aus Häusern im Grosseherzogtum Baden. Witwe Schell führte das Goldschmied- und Bijouteriegeschäft ihres Mannes weiter.

²⁰ Meist nur Karl genannt. Goldschmied.

²¹ Tochter des Josef Menteler (genannt «Malers») und der Maria Barbara Verena Utiger.

²² Stadtrat.

Goldschmiedfamilie des Johann Jakob Leimbacher/Leimbacher von Oberwinterthur

Erste Generation

Felix Leimbacher¹

Heirat mit NN.

1. Susanna Leimbacher: 1804–1885/1889.² Heirat 16.4.1827 mit Heinrich Erni: 1803–1858.³ Sohn: Johann Heinrich Erni: 18.10.1832–vor 1834.⁴

2. Dorothea Leimbacher: geb. 1806.⁵ Heirat mit Johannes Fink: gest. 1831.⁶ Tochter: Susanna Erni-Fink: geb. 1831 (adoptiert durch Heinrich Erni und Susanna Leimbacher).⁷

3. Johann (Hans) Jakob Leimbacher: 14.2.1813–16.10.1888.

Zweite Generation

Johann (Hans) Jakob Leimbacher: 14.2.1813–16.10.1888.⁸

Erste Heirat Oktober 1838⁹ (Scheidung 1841) mit Margaretha Ochsner: geb. 1816.¹⁰

1. Louise Leimbacher: geb. 1839, Zürich.¹¹

Zweite Heirat 1843 mit Barbara Bertschi/Bertsche: 27.6.1819–14.3.1887.¹²

2. Gustav Adolf Leimbacher: 1847, Zürich–nach 1889, Amerika.¹³

3. Lydia Anna Leimbacher: 12.2.1856, Zürich–12.4.1944, Zürich.¹⁴ Heirat 12.3.1885 mit Gustav Gull: 7.12.1858–10.6.1942, Zürich.¹⁵ Zwei Söhne und drei Töchter.

4. Jakob Otto Leimbacher: 31.3.1859, Baden–14.2.1944, Bordeaux.¹⁶ Heirat 14.9.1889 mit Marthe Trouillet: 30.3.1870–17.10.1952, Bordeaux. Zwei Söhne und drei Töchter.

5. Johann Friedrich Leimbacher: 11.1.1861, Baden–29.4.1862, Baden.¹⁷

¹ Vgl. die Geburts- bzw. Taufeinträge für Jakob Otto 1859 und Johann Friedrich 1861 in: Stadtarchiv Baden, K01.6, Reformierte Kirchenbücher, Geburts- und Taufregister 1817–1875, 83 und 89.

² Verzeichnis der Niedergelassenen der Stadt Zürich 1834. Zürich 1834, 29. – Susanna Erni wurde 1875 in Zürich eingebürgert. Sie lebte bis 1885 zusammen mit der Adoptivtochter Susanna Erni-Fink, Musiklehrerin (Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich 1879, 100; 1882, 106; 1885, 124).

³ Verzeichnis der Ansassen der Stadt Zürich auf das Jahr 1832. Zürich 1832, 25.

⁴ Zürcherisches Wochenblatt 31.12.1832.

⁵ Schwester von Frau Erni (Verzeichnis der Ansassen der Stadt Zürich auf das Jahr 1832. Zürich 1832, 31).

⁶ Verzeichnis der Ansassen der Stadt Zürich auf das Jahr 1832. Zürich 1832, 28.

⁷ Musiklehrerin. Susanna Erni wurde 1875 gleichzeitig mit ihrer Adoptivmutter Susanna Erni-Leimbacher ins Bürgerrecht der Stadt Zürich aufgenommen (Verzeichnis der Niedergelassenen in der Stadt Zürich auf das Jahr 1875. Zürich 1875, 86). 1885 lebten beide noch an der gleichen Adresse, 1889 Tochter Susanne alleine (ohne Mutter, wohl gestorben), an der Zähringerstrasse 25 (Verzeichnis der Niedergelassenen in der Stadt Zürich auf das Jahr 1889. Zürich 1889, 111).

⁸ Bürger von Oberwinterthur. Niedergelassener in Zürich: «Leimbacher 2 [Geburtsjahr 1]813; Jakob [Leimbacher], Gold- und Silberarbeiter, v. Oberwinterthur (geschied. 1841 v. Margaretha Ochsner (v. Winkel) zu Schaffhausen – II.24 [= kleine Stadt, Neuer Markt], 2e Fr[au] – Barbara Bertschi v. Hofstättem, Pfr. Oberglatt, g. 1819 c. 1843. 1 T[ochter] 1r E[he] – Louise, g. 1839» (Verzeichnis der Niedergelassenen der Stadt Zürich 1845. Zürich, 1845, 212). – Jakob Leimbacher zieht 1887 von Baden weg (Stadtarchiv Baden, B 53.8, Fremdenkontrolle Ausserkantonale Register.– Stadtarchiv Baden, Familienarchiv Leimbacher). – Staatsarchiv Zürich, NN 416.17, Todesregister Oberwinterthur, 88.

⁹ «Verkündigungen der Ehen aus der Predigergemeinde». In: Zürcherisches Wochenblatt 29.10.1838.

¹⁰ Verzeichnis der Niedergelassenen in der Stadt Zürich 1842. Zürich 1842, 137. S. auch die Ausgaben 1832, 73; 1834, 83; 1838, 113; 1840, 128; 1842, 137.

¹¹ Geboren in Zürich. Über ihren Verbleib nach 1856 ist nichts bekannt (Verzeichnis der Niedergelassenen in der Stadt Zürich 1842. Zürich 1842, 137).

¹² Von Hofstätten, Pfarrei Oberglatt. Lebensdaten gemäss Zivilstandsamt Baden (freundliche Mitteilung von Andreas Steigmeier, Stadtarchivar, am 26. Juni 2020).

¹³ Geboren in Zürich, Goldschmied. Wanderte nach Amerika aus, lebte zeitweise auch in Südamerika. 1887/8 für kurze Zeit in Baden (Stadtarchiv Baden, B 53.4, Folio 163).

¹⁴ Geboren in Zürich, gestorben in Zürich. Herkunft Stadel (Verzeichnis der Bürger der Stadt Zürich 1904. Zürich 1904, 253. – Nachruf in: Neue Zürcher Zeitung 15.5.1941).

¹⁵ Architekt. Von Zürich-Altstetten. Geboren in Zürich, gestorben in Zürich (Elisabeth Crettaz-Stürzel, Gustav Gull. In: Historisches Lexikon der Schweiz [HLS], Version vom 4. Dezember 2006, <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/019879/2006-12-04>, abgerufen am 25. Juni 2020). – Zentralbibliothek Zürich, Handschriften, Nachlass Gustav Gull I (Persönliches), Eheschein.

¹⁶ Chemieingenieur. Geboren in Baden (Stadtarchiv Baden, K01.6, Reformierte Kirchenbücher, Geburts- und Taufregister 1817–1875, 83). Gestorben in Bordeaux. Zur Familie s. <https://gw.geneanet.org> (by Evelyne Balon).

¹⁷ Geboren und gestorben in Baden (Stadtarchiv Baden, K01.6, Reformierte Kirchenbücher, Geburts- und Taufregister 1817–1875, 89; K01.12, Sterberegister 1817–1875, 57).